



JOSH
ERICSON

GHOST
STREET

MYSTERY
THRILLER

Weltbild

Josh Ericson

Ghost Street

Mystery Thriller

Weltbild

Der Autor

Josh Ericson ist das Pseudonym eines bekannten Autors, der auch mit seinen romantischen Abenteuerromanen großen Erfolg hat. In Savannah recherchierte er mit einem Geisterjäger für seinen neuen Mystery-Thriller »Ghost Street«. Savannah gilt seit dem amerikanischen Bürgerkrieg als Hochburg für paranormale Phänomene.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Verlag Carl Ueberreuter, Wien
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Josh Ericson vertreten durch die Agentur Lianne Kolf, München.
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto; istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-277-3

1

Der Killer trug eine weiße Kapuze. Sie bedeckte seinen Kopf und ließ nur zwei schmale Schlitz für die Augen frei. Er lauerte in den Büschen am Ufer des Savannah Rivers, nur ein paar Schritte von der Talmadge Memorial Bridge entfernt, und wartete auf sein Opfer. Er brauchte weder eine Schusswaffe noch ein Messer, nicht für diesen Mord, ihm genügten seine Hände und der Kartoffelsack, den er mitgebracht hatte. Auch eine starke und durchtrainierte Frau wie sie würde er auf diese Weise umbringen können.

Die dichten Nebelschwaden, die an diesem frühen Morgen vom Fluss heraufzogen, waren die perfekte Tarnung für ihn. Selbst die Positionslampen der geschwungenen Brücke waren nur verschwommen zu sehen. Das Tuten eines Frachters, der in den Hafen von Savannah einlief, tönte unheilvoll über den Fluss und verhallte als dumpfes Echo zwischen den alten Lagerhallen.

Der Joggingpfad führte dicht am Versteck des Killers vorbei und unter der Brückenauffahrt hindurch. Nur wenige Menschen benutzten ihn um diese Zeit. Es bestand kaum Gefahr, von einem unerwünschten Zeugen bemerkt zu werden. Selbst wenn jemand in der Nähe war, würde er vor Schreck davonlaufen. Die weiße Kapuze wirkte noch immer, auch wenn der Ku-Klux-Klan lange nicht mehr so gefürchtet war wie vor fünfzig oder sechzig Jahren. Eigentlich ein Jammer.

Der Killer blickte auf seine Armbanduhr. Kurz vor sechs Uhr. Pünktlich um sechs würde Angie Rydell die Brücke erreichen, so wie an jedem Werktag. Ihr Pech, dass sie jeden Morgen zu dieser unchristlichen Zeit joggen ging und sich in diese einsame Gegend wagte. Unter der Brücke hindurch und dieselbe Strecke zurück, auf dem Rückweg an einem Coffee-Shop vorbei, eine Latte und einen Blueberry-Muffin mitgenommen und zum Duschen und Umziehen in den dritten Stock des alten Mietshauses, in dem ihr Apartment lag. Um kurz vor acht zum Drugstore an der nächsten Ecke, im Lager oder an der Kasse arbeiten, immer dieselbe Schicht. Diese Angie Rydell war ein Gewohnheitstier. Nur abends war sie flexibler. Da blieb sie entweder zu Hause vor dem Fernseher, traf sich mit Freunden oder ging in eine der Kneipen an der River Street und schleppte einen Mann ab. Ein Grund mehr, sie am frühen Morgen zu töten. So wie ihre Mutter, deren Leiche man damals aus dem Hafenbecken gezogen hatte ... in einem Kartoffelsack.

Er zupfte seine Kapuze zurecht, um sicherzugehen, dass sie nicht verrutschte und seine Sicht behinderte. Ein wenig albern die Verkleidung und unpraktisch dazu, aber sie musste sein. Nur so ergab der Mord einen Sinn. Seine Opfer sollten wissen, dass der Klan für ihren Tod verantwortlich war, auch wenn sie nur noch ein paar Minuten zu leben hatten, sobald sie seine Verkleidung sahen. Ihm gab die Kapuze mehr Sicherheit und das Gefühl, für eine gerechte Sache unterwegs zu sein, im Auftrag einer höheren Macht zu morden. Die Vergangenheit musste lebendig werden, wenn Jeremy Hamilton jemals Ruhe finden sollte.

Ein Artikel in der Morning News hatte ihm den letzten Anstoß gegeben. Einer dieser

liberalen Schmierer, die dafür gesorgt hatten, dass es ein Nigger sogar ins Weiße Haus geschafft hatte. Als Richter und Bürgermeister, sogar als Cops waren sie ja schon seit den Siebzigern unterwegs.

»Die Zeiten haben sich geändert«, hatte der Mann geschrieben, »selbst in Savannah, einer Stadt im tiefen Süden der Vereinigten Staaten, die vor knapp fünfzig Jahren noch für ihre rigide Rassentrennung bekannt war, leben Afroamerikaner heute gleichberechtigt neben weißen Bewohnern.« Afroamerikaner, allein dieses lächerliche Wort brachte ihn schon in Rage. Nigger waren das, nichts anderes! Die dachten wohl, sie hätten es geschafft, weil sie Jeremy noch vierzig Jahre nach seinem Feldzug hinter Gitter gebracht hatten. Haarscharf war er an der Todesstrafe vorbeigeschrammt. Die tödliche Nadel, weil er ein paar Nigger und ihre Freunde bestraft hatte, das musste man sich mal vorstellen! Höchste Zeit, den liberalen Drecksäcken zu zeigen, dass der Klan genauso stark war wie früher. Vor fünfzig Jahren hatten die Bürger den Klansmännern noch zugejubelt, als sie in ihren weißen Mänteln und Kapuzen durch die Innenstadt marschiert waren und mit brennenden Kreuzen daran erinnert hatten, wer in Savannah, Georgia, das Sagen hatte.

Mit der Kapuze über dem Kopf holte er diese Zeiten zurück. Nur so würde er das richtige Feeling spüren, wenn er die weiße Schlampe ihrer gerechten Strafe zuführte. In wenigen Augenblicken würde sie in ihrem albernem pinkfarbenen Jogginganzug zwischen den Bäumen auftauchen.

Um bereit zu sein für die Begegnung, massierte er seine Hände und stampfte mehrmals mit den Füßen auf. Auch an einem Spätsommertag wie diesem war es frühmorgens empfindlich kalt. Er hätte sie natürlich in ihrer Wohnung überraschen können. Kein Problem, sich im Treppenhaus zu verstecken und zu warten, bis sie die Tür aufschloss. Er hätte sie in den Sack zwängen und in ihrer Badewanne ersäufen können. Aber erstens wusste er nicht, ob sie eine Badewanne besaß, und zweitens wäre das nicht authentisch gewesen. Es sollte alles so sein wie damals, bis auf die Brücke, von der er sie werfen würde. Denn dort stand inzwischen die neue Talmadge Memorial Bridge. Egal.

Dass seine Vorgehensweise den Cops verraten könnte, warum Angie Rydell gestorben war, störte ihn nicht. Sollten sie es doch ruhig wissen. Sie würden ihn niemals erwischen, dafür würde er schon sorgen, und ein Großteil der Bevölkerung würde ihm sogar heimlich zujubeln, da war er beinahe sicher.

Vom Pfad klangen Schritte herüber. Pünktlich wie erwartet erschien Angie Rydell in seiner Nähe. Auch in den Nebelschwaden, die über den Pfad zogen, erkannte er sie genau. Allein ihr pinkfarbener Jogginganzug verriet sie, aber auch ihr verbissener Laufstil und ihre kräftigen Bewegungen. Für Anfang vierzig sah sie noch sehr ansehnlich aus. Kurze blonde Haare, gefärbt, aber immerhin, hellblaue Augen und eine tolle Figur. Eigentlich schade, eine Frau wie sie aus dem Weg zu räumen. Sie hätte noch einige Männer glücklich machen können. Aber es ging nicht anders, denn hinter ihrer hübschen Fassade verbarg sich das Herz einer verräterischen Schlampe.

Nein, sie hatte keinen Nigger als Freund, aber er hatte beobachtet, wie sie mit einem schwarzen Kunden, der in ihrem Drugstore gewesen war, minutenlang gescherzt hatte.

Sie hatte ihn sogar vor einer älteren weißen Lady bedient. Allein das hätte vor einigen Jahrzehnten noch ausgereicht, um sie auszupeitschen oder ihr einen toten Nigger vor die Haustür zu legen.

Es reichte ihm, dass sie die Tochter ihrer Mutter war. Der Apfel fiel nicht weit vom Stamm, so sagte man doch, also würde er dafür sorgen, dass sie gar nicht erst die Gelegenheit bekam, sich mit einem Nigger herumzutreiben. Im Drugstore hatte man doch gesehen, wie sie es mit den Schwarzen hielt. Sie lächelte sie genauso an wie ihre weißen Kunden und würde sich nicht schämen, mit einem von ihnen ins Bett zu steigen, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Sie hatte es verdient zu sterben, auch ohne das, was ihre Mutter getan hatte.

Zugegeben, er war etwas aufgeregt. Er war kein Berufskiller und hatte auch nie in der Armee gedient. Ein bisschen zitterte er schon, als sie immer näher kam. Er schrieb es seiner Aufregung zu, weil er der Menschheit einen großen Dienst tat und dem Klan zu neuem Ruhm verhalf. Dies war sein Moment, der Beginn eines gerechten Feldzugs, der die Welt auf den Boden der Tatsachen zurückholen würde. Gott, steh mir bei, betete er in Gedanken, führe meine Hand, wenn ich diese Dirne ihrer gerechten Strafe zuführe. Sie hat den Tod verdient. Sie soll in der Hölle schmoren!

Er verließ seine Deckung und tauchte so unvermittelt vor der Frau auf, dass dieser keine Möglichkeit zur Gegenwehr blieb. Noch während sie vor dem Fremden mit der Ku-Klux-Klan-Kapuze erschrak und den Mund zu einem überraschten Schrei öffnete, hatte er sie in den Schwitzkasten genommen und zog sie hinter das Gebüsch. Er drückte so fest zu, dass ihr die Luft wegblieb und sie röchelnd in seinen Armen erschlaffte.

Als er sie zu Boden warf und geringschätzig auf sie hinabblickte, war sie bereits halb bewusstlos. Wie durch Nebelschleier sah sie den Mann mit der weißen Kapuze über sich stehen. Der Ku-Klux-Klan! Der Geheimbund, der noch vor wenigen Jahrzehnten eine Hetzjagd auf Schwarze, Homosexuelle und Ausländer veranstaltet hatte. Ihre Mutter war vor vielen Jahren von einem der Klansmänner ermordet worden, Angie war damals noch ein Kleinkind gewesen. Erst vor wenigen Monaten hatten sie den Mörder verurteilt und lebenslänglich ins Gefängnis geschickt. Die Mühlen der Justiz mahlten langsam, wenn es um den Mord an einer »Niggerfreundin« ging. So hatte man ihre Mutter damals genannt. Während des Prozesses war alles noch einmal hochgekommen. Und obwohl alles gegen den verdammten Killer gesprochen hatte, war er mit lebenslänglich davongekommen. Dabei hätte er ihrer Meinung nach die Todesspritze verdient und nichts anderes.

Wollte dieser Verrückte sie genauso umbringen, wie man ihre Mutter umgebracht hatte? Handelte es sich um einen schlechten Scherz irgendwelcher Jugendlichen? Nein, er sah wie ein Erwachsener aus. Meinte der Kerl es tatsächlich ernst? Gab es den Klan wirklich noch? Hatte der sich nicht längst aufgelöst? Oder träumte sie nur schlecht? Befand sie sich in einem Albtraum, aus dem sie schweißnass erwachen würde?

Der Killer genoss die Verzweiflung seines Opfers und weidete sich einen Augenblick daran. Er beugte sich zu ihr herunter und lächelte sie durch die Schlitz in seiner Kapuze an. »Weißt du, wie deine Mutter gestorben ist? Du warst damals noch ein Kleinkind, ich

weiß, aber man hat es dir doch sicher erzählt, nicht wahr? Du wirst auf die gleiche Weise sterben. Es war ungerecht, Jeremy nach so vielen Jahren zu verurteilen und ihn als alten Mann ins Gefängnis zu schicken, nur weil er ein paar Nigger und ihre weißen Freunde bestraft hat. Ein mieser Schauprozess liberaler Stimmungsmacher, der unsere Autorität als die wahren Bewahrer der menschlichen Werte untergraben sollte. Aber ich werde ihnen beweisen, wer das Sagen in dieser Stadt hat und wie die Stimmung in der Bevölkerung wirklich ist. Mit Niggern und Niggerfreunden wollen wir nichts zu tun haben! Dein Tod wird nur der Anfang eines langen Feldzuges sein, der uns einem reinen und wahren Amerika wieder näherbringt.«

Sie war viel zu entsetzt, um zu schreien oder sich zu wehren. Stattdessen begann sie zu weinen. »Warum ... warum ...«, stammelte sie, »ich ... ich habe doch nichts getan.« Der Killer lächelte weiter und schlug sie mit einem Faustschlag bewusstlos. Sie verdrehte die Augen und verstummte.

Sein Opfer in den mitgebrachten Kartoffelsack zu stecken, bereitete ihm mehr Mühe, als er angenommen hatte. Er hätte nicht gedacht, dass eine Frau so schwer sein konnte. Als er es endlich geschafft hatte, band er den Sack fest zu und trug ihn zum Kofferraum seines Wagens. Niemand beobachtete ihn, als er den Sack mit seinem reglosen Opfer in den Kofferraum hievte.

Einigermaßen zufrieden setzte er sich ans Steuer. Am Tatort hatte er keine Spuren hinterlassen, das niedergetrampelte Gras würde ihn nicht verraten. Seine Schuhe und den Boden vor dem Fahrersitz würde er später säubern, nur für alle Fälle. DNA-Spuren an der Leiche würde es nicht geben. Sie hatte sich nicht gewehrt und keine Hautpartikel unter ihren Fingernägeln. Mal davon abgesehen, dass man ihn sowieso nicht verdächtigen würde. Warum sollte ein Mann wie er einen Mord begehen? Nicht einmal seine Freunde beim Klan wussten Bescheid.

Er verließ den Parkplatz und steuerte den Wagen auf die Brückenauffahrt. Sein Vorhaben war nicht ungefährlich, vielleicht sogar leichtsinnig. Immerhin waren um diese Zeit schon zahlreiche Pendler unterwegs. Doch dieses Risiko musste er eingehen. Wenn er mit der Hinrichtung von Angie Rydell ein Zeichen setzen wollte, musste er genauso vorgehen wie Jeremy Hamilton vor fast vierzig Jahren. Der inzwischen achtzigjährige Klansmann, in seinen Augen ein unbescholtener Held, hatte Angies Mutter von der alten Brücke geworfen – das hatte er vor Gericht sogar zugegeben – und mit grimmiger Genugtuung zugeesehen, wie der Sack mit der wieder erwachten Frau im Savannah River versunken war. Die alte Brücke gab es nicht mehr, und die neue war höher, sodass Angie den Sturz vielleicht nicht überleben würde, aber dieses Risiko musste er in Kauf nehmen. Eine seltsame Erregung bemächtigte sich seiner, als er am ersten Brückenpfeiler an den Straßenrand fuhr, die Warnblinker einschaltete und langsam ausstieg.

Er öffnete die Motorhaube, wie es Vorschrift war, wenn man eine Panne hatte, um möglichst wenig Verdacht zu erregen, und ging zum Kofferraum. Er wartete, bis die Straße hinter ihm leer war, öffnete ihn und erkannte an den verzweifelten Bewegungen im Sack, dass Angie Rydell aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht war. Sie stöhnte und

schluchzte laut.

Es war alles gesagt worden, also packte er den Sack und trug ihn rasch zum Brückengeländer. Er wuchtete ihn auf die Betonmauer und stieß ihn in die Tiefe. Außer ihm hörte niemand die entsetzten Schreie der Frau, als sie in dem Sack nach unten stürzte. Der Killer blickte ihr nach, bis der Sack ins Wasser fiel und von der Strömung nach Südosten getrieben wurde. Wie ein unliebsames Kätzchen, das man ersäufte, versank die Frau in den Fluten.

Wie lange würde sie durchhalten? Eine Minute? Drei oder vier? Oder würde sie in die Schraube eines Frachters geraten und einen grausamen, aber schnellen Tod sterben? Der Killer ging achselzuckend zu seinem Wagen zurück, schloss den Kofferraumdeckel und die Motorhaube und setzte sich hinters Steuer. Darüber würde er morgen oder übermorgen in der Zeitung lesen. Er schaltete die Warnblinker aus und fuhr weiter. »Und dies war nur der Anfang«, flüsterte er.

Alessa Fontana hatte allen Grund, sich miserabel zu fühlen. Mitten in der Nacht hatte sie ihren Freund vor die Tür gesetzt, und diesmal für immer, ihr Kater hatte irgendwo im Abfall gewühlt, etwas Falsches gefressen und kotzte ihr die Küche voll, und der Fall, den sie gerade bearbeitete, bereitete ihr solche Kopfschmerzen, dass sie sogar davon träumte. Ein Ehemann, der seine Frau so heftig verprügelt hatte, dass sie mit einem gebrochenen Arm und einer zersplitterten Nase im Krankenhaus lag. Der Mistkerl hatte sie geschlagen und eine Treppe hinuntergestoßen. Das Schlimme war, dass sie sich entschlossen hatte, keine Anzeige zu erstatten, darum gab es keine Handhabe mehr, um den Mann zu verhaften und vor Gericht zu stellen.

Beim Joggen versuchte Alessa, den ganzen Stress zu vergessen. Sie war keine dieser begeisterten Sportlerinnen, die jeden Morgen mit dem ersten Hahnenkrähen aufstanden, sich in modische Klamotten und sündhaft teure Laufschuhe zwängten und sich an der frischen Luft ihre Glückshormone abholten. Um ehrlich zu sein, wartete Alessa noch immer darauf, dass sich diese Endorphine, oder wie die Dinger hießen, bei ihr meldeten. Aber beim Laufen konnte sie Druck abbauen und den ganzen Gerichtskram vergessen. Für die Glückshormone würde die heiße Schokolade sorgen, die bei Starbucks auf sie wartete. Ohne Sahne, wegen der Figur. Der Göttertrank hielt bis zum Lunch vor, falls sie überhaupt Zeit für eine Mittagspause fand.

Alessa war Staatsanwältin im Büro des Bezirksstaatsanwalts von Chatham County, zu dem auch Savannah gehörte. Eine erfolgreiche junge Frau, die ihren Wunschposten gleich nach dem Studium bekommen und bereits während ihrer ersten Prozesse auf sich aufmerksam gemacht hatte. Ihr einziger Fehler war, so behaupteten manche Kollegen hinter vorgehaltener Hand, dass sie manche Fälle noch persönlich nahm und zu emotional wurde. Sie war schlank und sehr hübsch, so jedenfalls die Meinung ihrer männlichen Kollegen, obwohl sie stets in eher langweiligen Businesskostümen herumlief, wie es die Richter am liebsten sahen, und ihre dunklen Haare zu einem Knoten gebunden trug. Ihre hervorstehenden Wangenknochen und ihre dunklen Augen gaben ihr ein exotisches Aussehen und gingen auf ihre indianische Großmutter zurück, eine Cherokee, wie ihre Mutter behauptete.

So früh wie an diesem Tag war Alessa noch nie am Flussufer entlanggelaufen. Michaels Schuld. Fünf Monate war sie mit dem attraktiven Anwalt zusammen gewesen, hatte mit ihm die wenigen freien Stunden genossen, die ihnen ihr Job ließ, und sich so gut mit ihm verstanden, dass ihre Eltern schon die Hochzeitsglocken hatten läuten hören. Ein Irrglaube, wie sich bald herausstellte, spätestens als sie gemerkt hatte, dass alles nach seinen Vorstellungen verlaufen sollte. Der Tagesablauf, die Wochenenden, alles sollte so sein, wie er es sich vorstellte, nicht mal eines ihrer Bilder duldete er in seiner Wohnung. Endgültig zum großen Krach war es gekommen, als er ihr vorgeschlagen hatte, ihren Job aufzugeben und künftig nur noch Hausfrau zu spielen. »Ich verdiene doch genug für uns

beide, Schätzchen«, hatte er vor genau sechs Stunden gesagt, und nur eine Minute später hatte sie ihn hinausgeworfen ... auf Nimmerwiedersehen.

Natürlich hatte sich die Trennung schon früher abgezeichnet. Sie waren nicht das Traumpaar, für das sie jeder hielt, nur weil sie beide attraktiv waren. Sie hatten Spaß miteinander, verstanden sich im Bett und standen beruflich auf verschiedenen Seiten, was ihrer Beziehung eine gewisse Würze verlieh, aber sonst hatten sie wenig gemeinsam. Dennoch schmerzte Alessa die Trennung. Immerhin waren sie miteinander vertraut gewesen, und er hatte irgendwie zu ihrem Leben gehört. Schwamm drüber. Sie würde darüber hinwegkommen, so wie sie auch über den Jungen vom College hinweggekommen war.

Unter der Brücke verlangsamte Alessa ihre Schritte. Der Nebel, der an diesem Morgen über dem Fluss hing, legte sich auf ihre Bronchien und machte ihr das Atmen schwer. Sie ging ein paar Schritte, atmete ruhig durch und versuchte, wieder zu Kräften zu kommen. Sie hatte ein wenig geschludert in der letzten Zeit. Das letzte Mal war sie vor zwei Wochen gejoggt, und auch das Jazztanzen hatte sie schon drei oder vier Mal geschwänzt. Der Fall mit dem gewalttätigen Ehemann machte ihr mehr zu schaffen, als sie zugeben wollte. Fast jeden Abend kam sie im Krankenhaus vorbei und versuchte, die Frau zu überreden, ihren Mann endlich anzuzeigen, aber die weigerte sich beharrlich. Kein Einzelfall, wie Alessa von ihren Kollegen und den Cops wusste. Die wenigsten Fälle von häuslicher Gewalt gingen vor Gericht. Die meisten Frauen hatten zu viel Angst vor ihren Männern oder wollten ihnen noch einmal »eine Chance geben«.

Eine Bewegung auf der Brücke ließ Alessa innehalten. Ein dunkler Schatten am Brückengeländer, in den Nebelschwaden nur undeutlich zu erkennen. Sie blickte genauer hin und sah eine Gestalt, wahrscheinlich ein Mann, der etwas auf das Geländer wuchtete. Es sah aus wie ein Sack oder ein Paket.

Ein Umweltverschmutzer, der seinen Abfall in den Savannah River warf? Das konnte sie sich nicht vorstellen. Man musste schon ziemlich bescheuert sein, wenn man auf diese Weise eine Strafanzeige riskierte. Und wenn es doch so war? Warum schlich er nicht heimlich zum Flussufer oder lud den Abfall irgendwo im Wald ab? Es gab genug einsame Stellen in der näheren Umgebung, die dafür infrage kamen. Industriegebiete, Waldwege, einsame Parkplätze, eine Raststätte.

Und wenn es kein Abfall war, sondern eine ... Leiche? So wie man es in Krimis im Fernsehen sah?

Unsinn, sagte sie sich, ich sehe schon Gespenster. Mein Job färbt langsam aufs Privatleben ab. Erst vor drei Monaten war sie beim Prozess gegen einen Serientäter dabei gewesen, der seine Opfer in Plastikfolie gewickelt und in einen abgelegenen See geworfen hatte. Kein Wunder, dass sie unter Wahnvorstellungen litt.

Und doch ... es musste ja nicht unbedingt eine menschliche Leiche sein, die der Täter in den Fluss warf. Vielleicht ein Hund oder eine Katze, die er auf diese Weise loswerden wollte.

Auch nicht plausibel, überlegte sie. Wer unbedingt ein Tier umbringen wollte, konnte

es vergiften oder erschießen oder in einem Teich ertränken. Dazu brauchte er nicht auf eine Brücke über den Savannah River zu fahren. Viel zu umständlich. Es gab einfachere Methoden, ein Tier loszuwerden. Ein Tierquäler, der seine Freude daran hatte, ein Tier auf so dramatische Weise zu töten? Vielleicht, aber nicht sehr wahrscheinlich.

Der Sack, es war tatsächlich ein Sack, fiel in den Fluss. Wasser spritzte nach allen Seiten, als er untertauchte. Sie lief zum Ufer und blickte in die Nebelschwaden, sah den Sack nach einiger Zeit wieder auftauchen. Entsetzt erkannte sie, dass sich darin etwas bewegte. Ein Tier? Oder doch ein Mensch? Was immer in dem Sack war, versuchte verzweifelt, sich aus dem Gefängnis zu befreien, stieß und trat gegen den Stoff und sorgte auf diese Weise nur dafür, dass er sich noch schneller mit Wasser vollsog.

Alessa überlegte nicht lange, sprang in den Fluss und kraulte auf den Sack zu, der in den Nebelschwaden kaum von dem dunklen Wasser zu unterscheiden war. Er trieb mit der Strömung auf die Stadt zu, tauchte unter und kam wieder hoch und ragte nur noch zu einem Drittel aus dem Fluss. Der Inhalt bewegte sich kaum noch. Wenn man ein Lebewesen in den Sack gesperrt hatte, war es schon halb ertrunken. Der Sack war kaum noch von dem Treibholz zu unterscheiden, das ebenfalls im Fluss trieb.

Dennoch schwamm Alessa weiter. In ihrer Aufregung und dem Bemühen, den Sack zu erreichen, spürte sie die kühle Temperatur des Wassers kaum. Mit kräftigen Kraulschlägen kämpfte sie sich durch die Strömung, ungeachtet ihrer Kleidung, die sich längst mit Wasser vollgesogen hatte und sie nach unten zu ziehen drohte. Ihr Blick war auf den Sack gerichtet, als wollte sie ihn hypnotisieren. Sie durfte ihn auf keinen Fall aus den Augen verlieren, wenn das Lebewesen darin noch eine Chance haben sollte. Besonders groß war sie nicht. Alessa kam es vor, als würde der Sack schon mehrere Minuten im Fluss schwimmen, viel zu lange, um darin zu überleben, wenn man die meiste Zeit unter Wasser war.

Sie konnte von Glück sagen, dass es bereits hell wurde und sie den Sack einigermaßen im Auge behalten konnte. Im Dunkeln hätte sie nicht die geringste Chance gehabt. Als sie ihn dicht vor sich im Wasser schaukeln sah, verdoppelte sie ihre Anstrengungen, war mit ein paar kräftigen Kraulschlägen bei dem Sack und bekam ihn zu fassen. Sie packte ihn mit der rechten Hand, benutzte die andere, um mit der Strömung ans Ufer zu steuern. Mit letzter Kraft erreichte sie einen leeren Anlegeplatz an der Hafenummauer, von dem eine steile Treppe zu einem verlassenem Lagerhaus hinaufführte. Sie zog sich an einem Eisenring aus dem Wasser und wuchtete den Sack auf die unteren Stufen der Betontreppe.

Triefend vor Nässe und keuchend vor Anstrengung blieb sie einen Augenblick liegen. In dem Sack war kein Leben mehr, nicht mal ein verzweifelt Seufzen drang nach draußen. Sie löste mit klammen Fingern den Knoten des Stricks, mit dem der Unbekannte den Sack verschnürt hatte, und zog den Stoff auseinander. Der Gestank von Moder, faulen Fischen und gebrauchtem Öl schlug ihr entgegen. Obwohl sie ahnte, was sie erwartete, musste sie sich beinahe übergeben, als sie den Inhalt erblickte. Die leeren Augen einer toten Frau starrten sie an.

3

Auch während der letzten Nacht hatten die Detectives Jennifer McAvoy und Nick Harmon kein Auge zugetan. Sie hatten Reginald »Reggie« Sharer, einen registrierten Sexualstraftäter, bis in einen Klub an der River Street verfolgt, dort beobachtet, wie er eine junge Frau angebaggert hatte und enttäuscht nach Hause zurückgekehrt war, als ein kräftiger Matrose erschienen war und sie mitgenommen hatte.

Den Rest der Nacht hatten sie gegenüber von dem Mietshaus geparkt, in dem Reggie wohnte, und darauf gewartet, dass er seine Wohnung noch einmal verließ. Sie beschatteten ihn schon seit ein paar Tagen. Reggie Sharer hatte vor einigen Jahren eine junge Frau vergewaltigt und war vor zwei Wochen wegen guter Führung und nach einer Anhörung durch die Berufungskommission aus dem Gefängnis entlassen worden. Gerade einmal drei Tage später war nur einen Block von seiner neuen Wohnung entfernt eine junge Frau von einem Mann bedrängt worden. Nur weil zufällig ein Streifenwagen vorbeigekommen war, hatte sich der Bursche aus dem Staub gemacht. Die Frau hatte das Gesicht des Täters nicht erkennen können, doch es sprach einiges dafür, dass Sharer der Gesuchte war.

Um ihn ins Gefängnis zurückschicken zu können, mussten sie ihn jedoch auf frischer Tat erwischen. In dem Klub an der River Street wäre es beinahe so weit gewesen, aber bloßes Anbaggern reichte nicht. Er musste die Frauen belästigen, sie gegen ihren Willen berühren. Das Kunststück bestand darin, ihn zu schnappen, bevor er seinem Opfer etwas antun konnte.

Die andere Aufgabe der Detectives war es, Sharer vor den Angriffen einer übereifrigen Bürgerwehr zu bewahren, die sich nach seiner Entlassung formiert hatte, um unschuldige Frauen vor dem Sexualstraftäter zu schützen. Obwohl Jenn, wie Jennifer im Revier genannt wurde, dieser Teil ihrer Aufgabe nicht sonderlich zusagte. »Meinetwegen sollen sie ihm die Eier abschneiden«, hatte sie gesagt. Einer ihrer derben Sprüche, die sie aus Chicago mitgebracht hatte. Von dort war sie letztes Jahr nach Savannah gekommen. Weil sie einen lästigen Lover loswerden wollte und das eisige Winterwetter satthatte, sagte man. Einige vermuteten, dass sie Chicago aus einem anderen Grund verlassen hatte.

»Wenn's nach mir ginge, würde man solche Dreckskerle für immer wegsperren«, sagte Jenn, als sie in die Montgomery Street abbogen. Der südlich der Interstate gelegene Teil der Straße gehörte nicht gerade zu den bevorzugten Vierteln der Stadt. »Die kosten doch nur unnütze Steuergelder. Ab in den Knast oder die Klapsmühle, dann hätten wir Ruhe. Aber nein, wir müssen uns wegen eines solchen Kerls die ganze Nacht um die Ohren schlagen. Ekelhaft!«

Wer Jenn zum ersten Mal traf und ihre Kraftausdrücke hörte, war meist überrascht. Sie war keines dieser Flintenweiber, die in der Gesellschaft harter Männer das Benehmen und die Ausdrucksweise ihrer Kollegen annahmen. Jenn wirkte eher unschuldig und mädchenhaft, trug ihre Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und hätte in ihrer Jeans

und dem dunkelblauen Sweatshirt fast als College-Girl durchgehen können. Tatsächlich war sie aber um die dreißig, trug kaum Make-up und lachte oft. Eine umgängliche Frau, wenn man mit ihr befreundet war, aber knallhart und unerbittlich gegen Männer, die sich gewalttätig gegenüber Frauen benahmen.

Im Gegensatz zu Nick Harmon, der geistig bereits zu Hause bei seiner Frau und den Zwillingen war und eher unbeteiligt hinter dem Lenkrad saß, fühlte sich Jenn noch im Dienst. Während sie über die Montgomery Street fuhren, streifte ihr Blick an den Hauswänden und verfallenen Mauern entlang, auf der Suche nach Erwachsenen und Jugendlichen, die sie aus dem Fahndungskatalog und den Karteien verdächtiger Personen kannte.

Die beiden Jungen, einer um die zwanzig, der andere vielleicht sechzehn oder siebzehn, die vor dem Bretterzaun einer Baustelle ein junges Mädchen bedrängten, gehörten nicht dazu, waren aber allein durch ihr Verhalten verdächtig. Sie hatten das Mädchen in die Zange genommen und drängten es gegen den Bretterzaun, lachten höhnisch und fassten es immer wieder an. Exakt die Sorte Männer, die Jenn wie die Pest verabscheute.

»Auf die andere Seite, die beiden Jungen mit dem Mädchen!«, sagte sie. Es klang wie ein Befehl. »Worauf wartest du, verdammt? Die haben das Mädchen in der Mangel! Fahr rüber!«

Harmon blickte sie verwundert an und machte keine Anstalten, ihr zu gehorchen. »Was soll das?«, fragte er. Nick Harmon war leicht übergewichtig und sah aus wie der Inbegriff des uniformierten Cops, was er lange Zeit auch gewesen war, bevor er als Detective angefangen hatte. »Reicht es dir nicht, eine Nacht im Windschatten von Reggie herumzudackeln? Musst du dich auch noch mit diesen Halbwüchsigen abgeben? Die machen doch nur Ärger, ganz zu schweigen von dem Papierkram, den wir dann am Hals ...«

»Fahr endlich rüber, Mann!« Sie griff ihm ins Lenkrad, sodass ihm gar keine andere Wahl blieb, als auf die andere Straßenseite zu wechseln. Noch im Fahren sprang sie aus dem Wagen.

Sie zog die Jungen von dem Mädchen weg und hielt ihnen ihre Polizeimarke unter die Nase. »Savannah Police! Hände hoch und mit beiden Händen an den Zaun! Aber pronto!«

Der jüngere der beiden gehorchte sofort. Sechzehn war er und keinen Monat älter. Er war entweder betrunken oder bekifft oder beides. »Ich hab nichts getan, Ma'am! Es war seine Idee! Er wollte die Braut anmachen, er ganz allein. Ich hab nichts damit zu tun. Ehrlich, Ma'am! Ich war nicht ...«

»Mund halten und mit den Händen an den Zaun!«, unterbrach Jenn den Redefluss des Jungen. Sie wartete ungeduldig, bis die beiden ihren Befehl ausgeführt hatten. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie, wie Harmon gemächlich aus dem Wagen kroch. »Und du gehst zu meinem Kollegen!«, sagte sie zu dem Mädchen.

Das Mädchen, zwischen vierzehn und achtzehn, so genau war das bei dem vielen Make-up nicht zu erkennen, dachte nicht daran. Sie rannte heulend davon und

verschwand in einer Gasse auf der anderen Straßenseite.

Der ältere Junge lachte. »Das war's dann wohl. Sie können uns nichts anhaben, Ma'am. Wir haben nichts getan. Wir haben nur ein wenig mit der Kleinen geplaudert, stimmt's?«

Der Jüngere nickte eifrig. »Stimmt, Ma'am, wir haben nur ein wenig mit ihr geplaudert. Sie wollte wissen, wo man um diese Zeit was zu essen bekommt, wissen Sie, und wir haben ihr einen ...«

»Halt's Maul!«, wies ihn der Ältere zurecht. Er funkelte den Jüngeren an und wandte sich lächelnd an Jenn. »Tut mir leid, Ma'am. Mein Bruder redet ein bisschen zu viel, wenn er ...« Er merkte, dass er sich verrannt hatte, und brach mitten im Satz ab.

»... wenn er sich mit Alkohol oder Drogen zugehörnt hat, wolltest du wohl sagen.« Sie tastete den Jüngeren ab und brachte zwei Päckchen mit weißem Pulver zum Vorschein. »Sieh an, was haben wir denn da, Kleiner?«

Sie warf Harmon die Päckchen zu und filzte den Alteren. Keine Drogen, aber ein Klappmesser, das eine Menge Unheil anrichten konnte. »Ach ja, und damit wolltest du dir wohl ein Sandwich schmieren, was?« Sie steckte das Messer ein und zog ihren Notizblock hervor. »Name und Adresse.«

Der Jüngere gehorchte sofort, nur der Ältere drehte durch und nutzte den Augenblick, indem er sich von dem Zaun abstieß und das Weite suchte. Er rannte in die Gasse, in die das Mädchen verschwunden war, und lachte schadenfroh. Seine hastigen Schritte hallten als Echo von den Wänden.

Jenn ließ ihren Block fallen und rannte hinterher. »Bleib bei dem Jungen!«, rief sie Harmon zu. »Leg ihm Handschellen an, wenn er nicht spurt.«

»Was soll der Blödsinn, Jenn? Wir haben kaum was gegen die beiden in der Hand! Das bisschen Dope reicht nicht mal, um sie eine Nacht einzusperrn. Das ist doch alles für die Katz! Lass uns zum Revier fahren.«

Aber Jenn war schon in der Gasse und rannte hinter dem Jungen her. Sie kam gerade noch rechtzeitig, um ihn in einem Hinterhof verschwinden zu sehen. Sie zog ihre Pistole und folgte ihm wütend, erreichte den Hinterhof und schnappte ihn bei dem Versuch, über eine Backsteinmauer zu klettern.

»Das könnte dir so passen, du miese Ratte!«, fuhr sie ihn an. Sie packte ihn mit der freien Hand am linken Fußgelenk und zog ihn in den Hof zurück.

Der Junge stürzte zu Boden und blickte in den Lauf ihrer Waffe. Irgendetwas in den Augen von Jenn sagte ihm, dass er sich in höchster Gefahr befand. Rückwärts stieß er sich mit den Füßen und Händen zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Mauer stieß. »Nicht schießen, Ma'am! Bitte nicht schießen! Ich hab doch nichts getan! Lassen Sie mich gehen!«

Jenn schnappte ihn am Kragen und drückte ihm den Pistolenlauf gegen die Wange. Ihre Augen glühten. »Was hattest du mit dem Mädchen vor, du Mistkerl? Wolltest du sie vergewaltigen? Wolltest du das, du Scheißer?«

Der Junge zitterte jetzt vor Angst, hatte Tränen in den Augen. »Nein, Ma'am ... ich ... ich wollte doch nur ...«

»Du wolltest was?«

Hinter ihr erklangen Schritte. Harmon kam in den Hof gerannt und rief: »Jenn, um Gottes willen, was machst du da? Steck die verdammte Pistole weg! Die beiden haben doch gar nichts getan. Steck sie weg, verflucht!«

Jenn gehorchte zögernd, schob die Pistole in ihr Gürtelhalfter und blickte den leise weinenden Jungen an: »Wenn ich dich noch mal bei so was erwische, bist du dran, verstanden?«

»Ja, Ma'am ... ich wollte doch nur ...«

Jenn stand auf und folgte ihrem Kollegen durch die Gasse, ohne sich nach dem wimmernden Jungen umzudrehen. »Schon gut, schon gut«, sagte sie. »Ich wollte ihm doch nur ein wenig Angst einjagen. Ich hätte ihm nichts getan. Aber du weißt, wie diese Mistkerle sind. Das nächste Mal vergewaltigen sie das Mädchen vielleicht.« Sie beruhigte sich allmählich. »Hast du den anderen laufen lassen?«

»Sollte ich ihn vielleicht festnehmen? Wegen der beiden Päckchen Stoff? Der Junge war höchstens sechzehn, der wäre sowieso wieder freigekommen. Und was das Mädchen betrifft ... die sah auch nicht so unschuldig aus.«

Sie hatten den Wagen erreicht und blickten sich über das Dach hinweg an. Im trüben Licht der Straßenlampe wirkte Harmon wesentlich blasser als sonst. Er hatte zu hohen Blutdruck.

»Du weißt, dass ich dich eigentlich melden müsste«, sagte er. Er machte einen müden und angeschlagenen Eindruck. »Das ist schon das zweite Mal, dass du auf diese Weise ausrastest.«

»Und? Tust du's?«, fragte sie.

In seinen Augen stand Verzweiflung. »Was sollte das, Jenn? Die beiden Jungs hatten nichts getan. Wenn wir jeden Halbwüchsigen, der einem Mädchen zu nahe auf den Pelz rückt, einsperren wollten, hätten wir viel zu tun. Manchmal verstehe ich dich nicht. Drehen alle Cops in Chicago so schnell durch, oder was ist los?«

Statt einer Antwort meldete sich die Zentrale über Funk. Der Code für »Mord« und eine Adresse am Fluss, die nur wenige Minuten entfernt lag, ließ Jenn und Harmon in den Wagen springen. »Wagen zwei, Sie sind ganz in der Nähe. Ich weiß, Sie haben eine lange Schicht hinter sich. Könnten ...«

Jenn hatte bereits das Mikro in der Hand. »Wir übernehmen, Zentrale.«

Harmon startete den Motor und raste über die Montgomery nach Norden.